

Bücher

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **50 (1970-1971)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ULBRICHTS REGIME AUF DEM PRÜFSTAND

Publikationen über DDR und SED

Die Entwicklung der Ostpolitik Bonns, die Intensivierung der Kontakte zwischen der Bundesrepublik und den Staaten Osteuropas und vor allem die Versuche, das Verhältnis zwischen Bonn und Pankow auf eine neue Grundlage zu stellen, haben in den vergangenen Monaten auch in der politischen Publizistik ihren Niederschlag gefunden. Das Interesse konzentrierte sich dabei hauptsächlich auf die DDR. Lange Jahre hindurch waren die Gebiete zwischen Elbe und Oder eine Art *terra incognita* gewesen, und die Werke, die im Westen über das dort etablierte politische Regime erschienen, liessen sich leicht und rasch aufzählen. Das hat sich in letzter Zeit gründlich gewandelt. Eine Flutwelle von Publikationen, die sich mit DDR und SED befassen, ist über den westlichen Büchermarkt hereingebrochen. Die «Deutsche Demokratische Republik», in der westdeutschen Terminologie vom «Phänomen» zum «Staat» geworden, bleibt nicht mehr länger ein weisser Fleck auf der politischen Landkarte Europas.

Vorläufer

Es sei eingangs auf einige in früheren Jahren erschienene Werke hingewiesen, die heute noch lesenswert sind, so vor allem auf *Joachim Nawrockis* «Das geplante Wunder» und *Peter Christian Ludz'* «Parteilite im Wandel», ferner auf *Carola Sterns* Ulbricht-Biographie und auf die politische Reportage *Marion Dön-*

hoffs und anderer über die «Reise in ein fernes Land». Alle diese Bücher, in den neueren Publikationen häufig und ausgiebig zitiert, bilden die solide Basis für die spätere DDR-Forschung. Aus der Fülle der in den letzten zwei Jahren veröffentlichten Untersuchungen und Darstellungen sollen nachstehend einige der wichtigsten herausgegriffen werden; die Beschränktheit des Platzes gebietet von vornherein einen Verzicht auf Vollständigkeit.

Wirtschaft und Partei

Die zentrale Planwirtschaft als Machtmittel der SED-Politik ist Thema der Analyse von *Fritz Schenk* über «Das rote Wirtschaftswunder»¹. Schenk, laut Mitteilung des Verlages «intim vertraut mit den Vorgängen im kommunistischen Machtbereich», war jahrelang persönlicher Referent des ehemaligen Planungschefs und SED-Politbüromitgliedes Bruno Leuschner. Heute lebt Schenk im Westen und ist beim Zweiten Deutschen Fernsehen tätig.

Sein Buch enthält eine exakte, materialreiche Untersuchung der politisch-ökonomischen Entwicklung der sowjetischen Besatzungszone und der DDR seit 1945. Schenk unterscheidet vier Phasen: die antifaschistisch-demokratische Ordnung, wie sie unmittelbar nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches proklamiert wurde, dann den Aufbau des Sozialismus, die wirtschaftliche Integration in den Ostblock und schliesslich das 1963 vom VI. Parteitag beschlossene Neue Ökonomische System

der Planung und Leitung – nach der Auffassung des Autors der bisher ernsthafteste Versuch einer kommunistischen Partei des Sowjetblocks, an den Kern der sozialistischen Wirtschaftsproblematik vorzudringen. Dass das Neue Ökonomische System kein Programm der Konsolidierung geworden ist, schreibt Schenk der Tatsache zu, dass es der SED-Führung an Rückhalt in der Bevölkerung und folglich an Selbstvertrauen mangle. Alle Experimente seien nur mit halber Kraft erprobt, und es seien zu viele politische Sicherungen eingebaut worden.

Resümierend stellt Schenk fest, dass es für den westlichen Ökonomen ein Wunder sei, dass die DDR-Wirtschaft überhaupt einen so hohen Stand habe erlangen können und dass die DDR als zweitstärkste Industriemacht des Ostens Platz zehn auf der Weltrangliste zu erreichen vermochte. Dies, so meint Schenk, besage jedoch wenig. In der Weltwirtschaft zähle nicht, wieviel ein Land produzieren könne, sondern zu welchen Kosten es seine Produkte herstelle und in welchem Tempo und zu welchen Preisen es seine Kunden beliebere. Darauf aber vermöge Ostberlin zur Zeit keine Antwort zu geben.

Entwicklung und Struktur der die DDR beherrschenden Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) stehen im Mittelpunkt der von *Eckart Förtsch* in Zusammenarbeit mit *Rüdiger Mann* angestellten Untersuchung «Die SED»². Förtsch kristallisiert dabei einen Dualismus heraus, entstanden aus dem Zusammentreffen der alten Parteitheorie und -praxis mit den Erfordernissen der Leitung einer hochindustrialisierten Gesellschaft. Eine vergleichende Analyse ergebe, dass die SED noch immer derart vom originär-bolschewistischen Parteimodell ausgehe, dass die totalitär-zentralistischen Merkmale quantitativ überwögen. «Zwar ist die SED, wie auch ihre gesellschaftspolitische Umwelt, heute antinomisch, zum Teil konfliktreich angelegt», schreibt Förtsch. «Jedoch ist über den Stellenwert und insbesondere über die Inhalte der Konflikte gegenwärtig noch zu wenig bekannt, als

dass sie als Beurteilungskriterium ausreichen.» Förtschs wertvolle Darstellung ist leider über weite Strecken in eine sprachlich komplizierte Form gefasst, welche die Lektüre nicht immer leicht macht.

Weniger abstrakt und auch für den nicht auf kommunistische Ideologie spezialisierten Leser fasslich ist *Ernst Richerts* Rororo-Bändchen über «Die DDR-Elite»³. In einigen knappen Strichen werden in den einzelnen Kapiteln die führenden Politiker der DDR charakterisiert, angefangen vom Staatsratsvorsitzenden Ulbricht und seiner «Alten Garde» über die zweite Garnitur mit Erich Honecker und Willi Stoph und die Regional-Satrapen in den Bezirkshauptstädten bis zur jungen Elite der Technologen, welche heute an verantwortlicher Stelle Wirtschaft und Politik der DDR mitgestalten. Auch wer den politischen Linien des Autors nicht immer zu folgen vermag, wird viel Gewinn aus dieser Darstellung ziehen. In ihrer gedrängten Prägnanz dient sie vor allem jenem, der sich rasch über die Führungsspitze des ostdeutschen Regimes informieren will.

Aussenpolitik

In der Schriftenreihe «Aktuelle Aussenpolitik» des Forschungsinstituts der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik, die der C.-W.-Leske-Verlag in Opladen herausgibt, sind vor kurzem zwei Untersuchungen zur Aussenpolitik der DDR erschienen. Die erste, verfasst von *Eberhard Schulz* und *Hans Dieter Schulz* («Braucht der Osten die DDR?») stammt aus dem Jahr 1968. Obwohl sie heute in einigen Teilen bereits überholt und ergänzungsbedürftig erscheint, gibt sie doch vor allem in der Schilderung der wirtschaftlichen Verflechtung der DDR mit Osteuropa einen ausgezeichneten, in seinen wesentlichen Aspekten noch immer gültigen Überblick über die die Aussenpolitik Pankows bestimmenden ökonomischen Faktoren.

Walter Ostens Darstellung der «Aussenpolitik der DDR»⁴ aus dem Jahre 1969 kommt zum Schluss, dass die Hand-

lungsfreiheit Ulbrichts in den 14 Jahren seit der Proklamation der ausserpolitischen Selbständigkeit der DDR zweifellos gewachsen sei. Gleichzeitig sei jedoch auch das Anlehnungsbedürfnis an die Sowjetunion gestiegen, wie dies vor allem in dem Passus der DDR-Verfassung von 1968 zum Ausdruck kommt, in welchem sich Ostdeutschland «für alle Zeiten zu einer allseitigen Zusammenarbeit und Freundschaft mit der UdSSR und den anderen sozialistischen Staaten» verpflichtet und damit in seinem verbalen Bekenntnis zu Moskau weiter geht als irgend ein anderes kommunistisches Land. Es bleibt dem Leser überlassen, selbst die Schlüsse zu ziehen, wie gross die Bewegungsfreiheit Pankows in den durch Bundeskanzler Brandts Gespräch mit Ministerpräsident Stoph eingeleiteten Kontakten zwischen Bundesrepublik und DDR ist. Aufschlussreich und interessant in Ostens Buch ist der Abschnitt über den Apparat des Ostberliner Aussenministeriums mit Kurzbiographien der führenden Personen der DDR-Aussenpolitik. Der Anhang enthält eine Tabelle über die Auslandsvertretungen der DDR im Juni 1969.

Reportagen

Die erwähnten wissenschaftlichen Analysen über die «Deutsche Demokratische Republik» werden ergänzt durch eine Reihe journalistischer Publikationen, die, zum Teil aus eigener Anschauung geschrieben, das Resultat von Reiseeindrücken, oder dann aufgrund von Korrespondenzen und indirekten Kontakten entstanden. Im Stil zügiger Reportage verfasst ist *John Dornbergs* Buch «Deutschlands andere Hälfte»⁵. Der Autor, Bürochef des amerikanischen Nachrichtenmagazins «Newsweek» in Moskau, legt die Bilanz zahlreicher Fahrten durch die DDR vor. Die englische Ausgabe (Originaltitel «The other Germany») ist bereits 1968 erschienen; für die deutsche Übersetzung hat der Verfasser ein Nachwort geschrieben, das sich mit der Situation der

DDR nach der Teilnahme am Einmarsch in die Tschechoslowakei vom 21. August 1968 befasst. Das Buch leidet etwas unter der Neigung des Autors zu Schlagworten wie etwa in der Behauptung, Ostdeutschland stehe vor dem Eintritt in die Ära der Schlagsahne, Westdeutschland befinde sich im Zeitalter der Schlankheitspille. Abgesehen von solchen Vereinfachungstendenzen gibt Dornberg jedoch ein anschauliches und in der Akzentsetzung richtiges Bild der Wandlungen, die sich in den letzten Jahren in der DDR vollzogen haben.

Gründlicher ist *Hanns Werner Schwarze* in seinem Buch «Die DDR ist keine Zone mehr»⁶. Der Autor, verantwortlich für die TV-Sendung «drüben» des Zweiten Deutschen Fernsehens, hat eine Fülle von Augenzeugenberichten, Selbstdarstellungen von DDR-Bürgern, Reportagen, Interviews und Briefen in das umfangreiche Werk verarbeitet. So ist eine verhältnismässig erschöpfende Bilanz des Lebens in der DDR – zwanzig Jahre nach ihrer Gründung – entstanden, ein Buch, das mithilft, manche Vorurteile und Irrtümer aus dem Wege zu räumen, die im Westen über den Alltag im kommunistischen Teil Deutschlands bestehen. Besonders eindrücklich ist das Kapitel über die Landwirtschaftlichen Produktions-Genossenschaften, das sich eingehend mit den Erfolgen auseinandersetzt, welche die Kollektivierung der Agrarwirtschaft in der DDR erzielt hat. Selbst dort, wo das Buch ins Anekdotische abgleitet, bleibt die Darstellung abwägend und differenzierend. Es beseitigt Klischee-Vorstellungen, ohne sie durch andere zu ersetzen.

Interviews

Problematisch hingegen ist der Band, den der westdeutsche Publizist *Wolfgang Plat* unter dem Titel «Begegnung mit den anderen Deutschen» herausgegeben hat⁷. Plat hat im Frühjahr 1969 die DDR bereist und dort eine Reihe von Gesprächen geführt, die er in seinem Buch wiedergibt.

Die Skala der Partner schlägt einen weiten Bogen; sie spannt sich von führenden Parteileuten wie dem Aussenminister Otto Winzer, dem früheren Berliner Oberbürgermeister Friedrich Ebert und dem Ideologen Erwin Herlitzius bis zur Schülerin und technischen Zeichnerin aus Halle-Neustadt.

Die Methode des Interviews als solche könnte ergiebig sein, wenn der Autor sie nicht tendenziös handhaben würde. Plat versteht sich aber, wie ihm der Cheflektor des Rowohlt-Verlages, Raddatz, in einem als Nachwort abgedruckten Brief vorwirft, als «Stichwortgeber für gelegentlich endlose Monologe oder dialogisierte Leitartikel; Fragen eines distanzierten Interviewers sind das nicht mehr». Das trifft vor allem beim Gespräch mit Erwin Herlitzius zu, von dem unwidersprochen die Behauptung hingenommen wird, dass die Berliner Mauer Würde und Sicherheit der DDR repräsentiere... Plats Buch besitzt deshalb kaum Überzeugungskraft; der Autor suggeriert dem Leser ein Bild der DDR, das mindestens ebenso weit von der Wirklichkeit entfernt ist wie die Grau-in-Grau-Gemälde mancher übereifriger Kritiker der Zustände im Herrschaftsbereich Ulbrichts.

Deutschland-Archiv

Abschliessend sei eine periodische Publikation erwähnt, die für sich in Anspruch nehmen kann, eine umfassende und objektive Orientierung über alle wesentlichen, die DDR betreffenden Fragen zu geben. Es handelt sich um das monatlich im Verlag Wissenschaft und Politik, Berend von Nottbeck, in Köln erscheinende «*Deutschland-Archiv*». Diese Zeitschrift für Fragen der DDR und der Deutschlandpolitik zählt eine Reihe hervorragender Kenner der Verhältnisse in Ostdeutschland zu ihren Mitarbeitern. Sie ist vor allem heute, da die «*Deutsche Demokratische Republik*» durch die Unterhandlungen mit den führenden Politikern der Bundesrepublik stärker ins Zentrum des internationalen Interesses rückt, ein unentbehrliches Hilfsmittel für Information und Meinungsbildung.

Alfred Cattani

¹ Seewald-Verlag, Stuttgart 1969. – ² Kohlhammer-Verlag, Stuttgart 1969. – ³ Rowohlts Taschenbuch-Verlag, Reinbek bei Hamburg 1968. – ⁴ Ebenfalls bei C. W. Leske, Opladen. – ⁵ Verlag Molden, Wien 1969. – ⁶ Rowohlts Taschenbuch-Verlag, Reinbek bei Hamburg 1969.

SOWJETISCHE AUSSENPOLITIK IN SOWJETISCHER SICHT

Da eine Geschichte der sowjetischen Aussenpolitik von den Anfangszeiten bis zur Gegenwart bisher noch nicht vorlag, leistet die 1966 in Moskau und 1969 in deutscher Übersetzung in Ost-Berlin veröffentlichte «Geschichte der sowjetischen Aussenpolitik in zwei Teilen» also Pionierarbeit¹. Seine Autoren sind namhafte sowjetische Wissenschaftler, und zwar Vertreter aller Schattierungen des Moskauer wissenschaftlichen Lebens. Neben dem alten Professor I. I. Minc, der schon in der Stalin-Ära mehrere Bücher über sowjeti-

sche Geschichte geschrieben hatte, steht u.a. nicht nur der in der Stalin-Zeit eingekerkerte V. L. Israeljan, der 1959 ein sehr brauchbares Werk über die sowjetische Aussenpolitik während des deutsch-russischen Krieges verfasst hatte, sondern auch der im Westen bekannte junge Historiker A. M. Nekrič, der wegen seines Buches über Stalins Versäumnisse am Vorabend des Krieges im Herbst 1968 scharf kritisiert und im Frühjahr 1969 aus der Partei ausgeschlossen und als Lehrer aufs Land abgeschoben wurde. Die Autorenkolle-

tive arbeitete unter der Redaktion der Professoren B. N. Ponomarev, V. M. Chvostov und dem heutigen Aussenminister der UdSSR, A. A. Gromyko, dessen Namen dem Werk zweifelsohne einen offiziellen Charakter verleiht.

Der erste Band der «Geschichte» – der zweite liegt noch nicht vor – enthält 13 Kapitel und umfasst nach den einleitenden Worten der Redaktion eine der zwei Hauptetappen der sowjetischen Aussenpolitik. Diese Etappe beginnt mit der Geburt des Sowjetstaates (1917) und geht bis zum Jahr 1945 zu Ende, als «über zehn Länder Europas und Asiens vom Kapitalismus abfielen» (das heisst von der Roten Armee besetzt wurden). In dieser Zeitspanne waren die Sowjetunion und die Mongolische Volksrepublik die einzigen «sozialistischen Länder» in der Welt. Die Sowjetunion befand sich als Staat isoliert und in der «kapitalistischen Umkreisung» auf sich allein gestellt. In dieser ersten Entwicklungsstufe beschränkten sich also die auswärtigen Beziehungen der Sowjetunion auf Beziehungen zu bürgerlichen Staaten, da es – wie die Autoren bemerken – andere nicht gab. Diese Lage erfuhr erst 1945 eine grundlegende Änderung, als «der Sieg der UdSSR über die faschistischen Aggressoren, der Triumph der Volksrevolution in einer bedeutenden Anzahl von Ländern in Europa und Asien die zweite grosse Etappe in der Entwicklung der sowjetischen Aussenpolitik eröffnete» (S. 16).

Die Zielsetzungen der Autoren werden von Tatsachen und Dokumenten wenig beeinflusst. Die Sowjetunion, so stellen sie es hin, war stets bemüht, ein kollektives Sicherheitssystem in Europa zu schaffen und den «Befreiungskampf des Ostens» (sic!) zu unterstützen. Sie war es auch, die die Welt «stets» vor den Gefahren warnte, die der aufkommende Faschismus heraufbeschwor und «bis zuletzt» um die Zügelung der faschistischen Aggressoren kämpfte. In diesem Sinne wird zum Beispiel auch der berühmte Molotow-Ribbentrop-Pakt von 1939 interpretiert, und es wird betont, dass der Abschluss dieses Vertrages die UdSSR vor der Gefahr eines gleichzeiti-

gen Zweifrontenkrieges ohne Verbündete rettete und ihr dadurch die Zeit gab, um ihre Landesverteidigung zu stärken (S.425). Zusammenfassend heisst es dann: «Indem die Regierung die UdSSR in einer solch schweren Lage vor dem Krieg rettete, erfüllte sie ihre Pflicht gegenüber dem Sowjetvolk. Gleichzeitig erfüllte sie ihre Pflicht gegenüber dem internationalen Proletariat: sie nahm Zuflucht zu dem einzigen ihr gebliebenen Mittel, die Sicherheit der UdSSR – das Hauptbollwerk des Sozialismus in der ganzen Welt – zu gewährleisten» (S.426). Die Eroberung Ostpolens, die Besetzung des Baltikums, der Krieg mit Finnland und der Griff nach dem Balkan – all diese aussenpolitischen bzw. militärischen Aktionen des Sowjetstaates stalinistischer Prägung werden im Buch mit der gleichen Phraseologie kommentiert, deren Ton und Wortlaut uns noch von den Augusttagen 1968 in den Ohren klingen. Die «Schutzmassnahmen der UdSSR (September 1939 bis Juni 1940)» folgen den Kapiteln «Die Schaffung der Antihitlerkoalition» und «Sowjetische Aussenpolitik während des Grossen Vaterländischen Krieges». Stalins Versäumnisse und Fehlentscheidungen werden mit zwei nebensächlichen Sätzen abgetan (S.469), dagegen die «Beschwichtigungspolitik der Westmächte gegenüber den faschistischen Aggressoren» auf mehreren Seiten behandelt. Das sind die Massstäbe, die das ganze Werk charakterisieren!

Zusammenfassend muss jedoch betont werden, dass das Buch für Studienzwecke eines gewissen Wertes nicht entbehrt: Es vermittelt ein anschauliches Bild über die sowjetische Aussenpolitik und somit über die sowjetische Historiographie, und es zeigt, wie man mit unbequemen Fragen und Problemen im Osten fertig wird. Es zeugt auch davon, dass – obwohl die Arbeiten für dieses Buch unmittelbar nach Chruschtschews Sturz (1964) vorgenommen wurden – noch immer der Stil der stalinistischen Geschichtsschreibung und -klitterung vorherrscht. Daran konnte anscheinend weder Nekrič noch Israeljan etwas ändern. Dass der zweite Band, dessen

Erscheinen übrigens schon längst fällig wäre, dieselben Merkmale tragen wird, ist kaum zu bezweifeln.

Peter Gosztony

¹ Geschichte der sowjetischen Aussenpolitik in zwei Teilen, redigiert von B. N. Ponomarev, A. A. Gromyko, und V. M. Chvostov. 1. Teil: Geschichte der sowjetischen Aussenpolitik 1917 bis 1945, Staatsverlag der Deutschen Demokratischen Republik. Berlin 1969.

PROBLEME DER SCHWEIZERISCHEN ZEITGESCHICHTS-FORSCHUNG

Zu einem Buch über die «Nationale Front»

Schien in der Schweiz bisher die Erforschung der jüngsten Vergangenheit im Gegensatz zu den bedeutenden Leistungen der Historiographie auf dem entsprechenden Gebiet im Ausland kaum über die ernst zu nehmenden Darstellungen der Memoirenliteratur oder Erlebnisberichte hinauszugelangen, so ist nun das vergangene Jahr offensichtlich zu einem hoffnungsvollen Beginn für eine eigene Zeitgeschichtsforschung auf wissenschaftlicher Grundlage geworden. Gerd Padel, Willi Gautschi oder etwa Christian Gruber haben bereits früher die Richtung gewiesen. Die Diskussion um die Jahre 1933 bis 1945, die in der breiten Öffentlichkeit durch den Bonjour-Bericht einen Höhepunkt erreicht, wurde durch das vor einem Jahr veröffentlichte Buch von *Walter Wolf* über den «Faschismus in der Schweiz» erneut entfacht¹. Es findet nun durch die vom Benziger-Verlag vor kurzem herausgebrachte Dissertation von *Beat Glaus* über «Die Nationale Front – Eine Schweizer faschistische Bewegung» seine notwendige und wertvolle Ergänzung².

Walter Wolfs Verdienst ist es, über die zahlreichen Frontenbewegungen in der deutschen Schweiz während der Jahre 1930 bis 1945 einen Überblick gegeben zu haben. Der Hauptteil seiner Untersuchung befasst sich ebenfalls mit der Nationalen Front. Wenn seine Darstellung jedoch oft im Allgemeinen verbleibt und insbesondere die soziologischen und wirtschaftlichen Aspekte vernachlässigt, so mag dies nicht zuletzt einer bewussten Arbeitsteilung der

beiden Autoren entsprungen sein. Hingegen wurde Wolf wohl zu Recht vorgeworfen, dass er zu einer systematischen Analyse nicht durchzudringen vermag. Statt dessen verliert er sich zeitweise in der Aneinanderreihung zahlloser Zitate, die nicht selten eher ihres prägnanten Wortlautes wegen als nach der Aussagekraft ausgewählt sein mochten.

Diesen Fehler vermeidet Beat Glaus, indem er sich weniger auf den äusseren Verlauf der Ereignisse konzentriert, als vielmehr versucht, in speziellen Kapiteln einzelne Bereiche und Aspekte zu analysieren. Von besonderem Interesse sind die Abschnitte über die ideologischen Grundlagen, die soziale Schichtung, die organisatorische Entwicklung und die Presseorgane der Nationalen Front; auch ihre Wählerschaft sowie ihre Landesführer und deren Kurs werden ausführlich dargestellt. Anders als bei Wolf liegt der Schwerpunkt dieser Arbeit zwischen den Jahren 1933 bis 1939, während die Nachfolgeorganisationen kaum behandelt werden. Der Verfasser kennzeichnet seine Studie als «eine gruppensoziologische Bestandesaufnahme der massgebenden schweizerischen faschistischen Bewegung». Dieser besondere Charakter des durch den Verlag gediegen gestalteten Bandes wird noch durch acht statistische Tabellen in einem Anhang betont, deren Zuverlässigkeit jedoch zum Teil der mangelhaften Unterlagen wegen nicht absolut ist.

Da sich beide Verfasser bei divergierender Fragestellung weitgehend mit dem glei-

chen Themenkreis befassen, ist ein Vergleich ihrer Forschungsergebnisse nicht uninteressant. Jede Untersuchung über die Nationale Front wird sich mit deren Ideenwelt auseinandersetzen müssen. Weshalb sich nicht wenige der zu Anfang vorwiegend akademischen Jugend für die vermeintlichen Werte einer neuen Zeit begeisterten, wird aus der Darstellung von Wolf kaum verständlich. Wohl ist aus den Idealen eines verfehlten, aber bewegten Aufbruchs ein «Frontengeist, der stets verneint» – wie hier eine Kapitelüberschrift lautet – geworden; mit dem zweifellos treffenden Schlagworten «Antisemitismus», «Antiliberalismus» und «Antidemokratismus» allein bleibt jedoch allzu vieles unerklärt. Wolf selbst hat in seinem Vorwort darauf hingewiesen, dass er auf einen Vergleich zwischen Nationalsozialismus und Frontismus verzichtete. Gleichsam als Ersatz für die exakte Analyse entwickelt er eine durch ihre Einfachheit bestechende These: Indem die Nationale Front den Liberalismus und die Demokratie ablehnte, schwor sie einer Kulturepoche ab, die ihren Ausgang im Humanismus und der Reformation genommen und sich über die Französische Revolution bis in die vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts fortentwickelt habe. Dadurch habe sich der Frontismus der festen Grundlagen beraubt und sei in ein geistiges Vakuum getreten. So «war es nur eine Frage der Zeit, bis er die nationalsozialistische Doktrin übernehmen und mit ihr seine innere Leere ausfüllen sollte». Wenn dieser Weg nur zögernd beschritten wurde, gibt es dafür nach Wolf nur einen Grund: «Man hielt es für opportun, dem deutschen Abkömmling eine schweizerische Etikette zu geben. Bald waren aber diese Hemmungen überwunden. Die Front begann, das Kind beim richtigen Namen zu nennen.»

Neue und Nationale Front

Beat Glaus macht es sich nicht so einfach. In Anlehnung an Ernst Nolte versucht er die Phase des Faschismus als ein «Resultat der modernen bürgerlichen Gesellschaft

Europas» in die historischen Zusammenhänge einzufügen. Drei ineinandergreifende Ursachenkreise hebt er hervor: die bald zweihundert Jahre dauernde geistige und gesellschaftliche Krisis in Europa, die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse unseres Bundesstaates und die Veränderungen im schweizerisch-deutschen Verhältnis. Im Juli 1930 konstituierte sich unter Robert Tobler eine Gruppe, die unter einem schon von Moeller van den Bruck verwendeten Schlagwort «Neue Front» aus der Zürcher Studentenschaft hervorgegangen war. Ihre Mitglieder kamen aus der Oberschicht und der oberen Mittelklasse. Ihre Zielvorstellungen wurden am deutlichsten von Julius Schmidhauser, dem Studentenberater beider Hochschulen Zürichs, formuliert. Aus einem mythischen Reichgottesbegriff heraus verlangte er eine innerpolitische Rückbesinnung auf die in der «bündischen Demokratie des Mittelalters» sowie in der «reformatorischen Gemeindedemokratie» gelegten Grundlagen. Aussenpolitisch galt es insbesondere die schweizerische Völkerbundspolitik zu revidieren. Unter anderem analysiert Glaus auch die wichtige Schrift von Paul Lang: «Tote oder lebendige Schweiz?» Obwohl in der «Neuen Front» eine der «Keimzellen der späteren faschistischen Partei» lag und ihr Glaus «die Bedeutung einer Art Akademie für nationale Erneuerung» beimisst, kommt er zu dem interessanten Ergebnis, dass sie sich bis zur Machtergreifung Hitlers gegenüber der NSDAP «eher reserviert» verhielt.

Im Gegensatz hierzu stand die am 20. Oktober 1930 gegründete «Nationale Front» unter Hans Vonwyl, der damals noch Redaktor des «Zürcher Studenten» war. Sie gab Ende 1931 die Zeitung «Der Eiserne Besen» heraus, die wie ihr gleichnamiges Vorbild in Salzburg ganz im Zeichen der Ablehnung von Judentum, Marxismus und Kapitalismus stand. Mit dem neuen Redaktor Alfred Zander wurden unter Betonung des Antisemitismus vor allem die Aspekte der nationalen und sozialen Erneuerung hervorgehoben. Aus der kleinbürgerlichen Mittelschicht entstanden, ver-

suchte die Nationale Front mit ihren Vorstellungen auch die Arbeiterschaft und den Bauernstand anzusprechen.

Diese Unterschiede wirkten sich auch noch nach der am 13. Mai 1933 vollzogenen Fusion zwischen Neuer und Nationaler Front aus. Die von Schmidhauser, Lang und Henne in der Neuen Front entwickelten Gedanken wurden in radikalerer Form von der neuen Partei übernommen. Schmidhausers Reichgottesidee formte man zu einem frontistischen Glauben. Die durch Tobler, Niederer und Bachmann vertretene Ständestaatslehre, die aussen- und militärpolitische Konzeption Oehlers und Karl Bertheaus sowie der Antisemitismus Zanders fügten sich zu einem vagen ideologischen Programm. Das soziale Ziel glaubte Rolf Henne in der Formel vom «Eidgenössischen Sozialismus» am besten definiert zu haben. 1936 legte er schliesslich als Landesführer das konsequente Bekenntnis zum «weltanschaulichen Nationalsozialismus» ab. Die Ideologie der Nationalen Front blieb zwar Stückwerk; trotzdem hält sie Beat Glaus «für umfassend genug, um das Prädikat <Faschistische Weltanschauung in schweizerischer Form> zu verdienen». Der Autor unterlässt es allerdings, die Originalität der Gedanken eines Schmidhauser, Tobler, Oehler, Lang oder Henne zu untersuchen.

Das am 11. Oktober 1936 als unabänderlich erklärte, 26 Punkte umfassende Parteiprogramm hätte einen guten Ansatzpunkt gegeben, um die ideologische Entwicklung und Verflechtung aufzuzeigen; gleichzeitig hätte durch eine solche Konzentration eine erhebliche Straffung des Stoffes erreicht werden können. Glaus unternimmt wenigstens den Versuch, die Zusammenhänge zu den übrigen europäischen faschistischen Strömungen anzudeuten; eine befriedigende Analyse bleibt allerdings noch zu leisten.

Empfindliche Lücken

Von einigen Gerichtsurteilen aus Frontistenprozessen, die Wolf noch hinzuziehen konnte, abgesehen, stützen sich beide Au-

toren in der Hauptsache auf eine gründliche Auswertung des gedruckten Quellenmaterials, insbesondere der Frontenpresse. Es ist beeindruckend, welche immense Arbeit sowohl Wolf als auch Glaus auf diesem Gebiet bewältigt haben. Dennoch bleibt eine empfindliche Lücke, welche – nach dem Vorwort zu schliessen den Verfassern wohl zu wenig offenbar geworden – jene Enttäuschung erklärt, die in der Kritik verschiedentlich laut geworden ist. Die bis heute in der Auslegung noch sehr eng gehandhabten Bestimmungen über die Sperrfrist von amtlichen Akten erschweren es dem Historiker in der Schweiz ausserordentlich, die damals der Öffentlichkeit verborgenen Vorgänge klar herauszuarbeiten, um dadurch auch die äusseren Ereignisse in die richtigen Zusammenhänge stellen zu können. Selbst für die beschlagnahmten Akten der Nationalen Front wurde, wie Glaus mitteilt, «die amtliche Archivsperre mit nahezu ungelockerter Strenge aufrechterhalten». Deshalb sollte es weder Wolf noch Glaus gelingen, den Einblick in den inneren Entwicklungsprozess der Frontenbewegung zu öffnen.

Zwar bestätigen auch sie das treffende Urteil von Karl Weber: «Ein hervorragendes Merkmal der frontistischen Bewegungen bildeten die Eifersüchteleien der Gruppen unter sich wie der Spitzenfiguren innerhalb der einzelnen Parteiungen.» Eine Hauptaufgabe ihrer Untersuchung wäre es wohl gewesen, durch die Analyse der untergründigen Machtkämpfe um und in der Landesleitung die verschiedenen Kräfte aufzuzeigen, die auf den Kurs der Nationalen Front mit einzuwirken vermochten. Umgekehrt erfahren wir zwar vom Austritt verschiedener Gruppen; Zeitpunkt und öffentlich geltend gemachte Gründe werden aufgeführt. Die solchen Absplitterungen jeweils vorangegangenen internen Auseinandersetzungen, denen oft ein grundsätzlicher Charakter zukommt, bleiben jedoch zumeist im Dunkeln. Es genügt nicht, etwa reglementierte Kompetenzen oder einmal gefasste Beschlüsse und Grundsatzserklärungen zu interpretieren; sie alle sind nur die sichtbaren Ergebnisse

einer Willensbildung, die im einzelnen aufzuzeigen die unerlässliche Aufgabe einer eingehenden Untersuchung sein muss.

Gerade über die regionalen Verhältnisse, von Zürich und Schaffhausen abgesehen, wird erstaunlich wenig Präzises mitgeteilt, obwohl die Unterschiede in den einzelnen «Gauen» beträchtlich gewesen sein müssen. So geht aus dem Urteil des Bundesstrafgerichts in Sachen Max Leo Keller vom 3. Juli 1948 hervor, dass «im Jahre 1938 die Mitglieder des Gaus Bern die Nationale Front geschlossen verliessen und vornehmlich zum neu gegründeten <Bund treuer Eidgenossen nationalsozialistischer Weltanschauung> stiessen». Der durch den Abfall der Gruppe um Hans Oehler, Alfred Zander, Wolf Wirz und Benno Schaepfi hervorgerufene empfindliche Verlust für die Nationale Front war eine der Auswirkungen, die durch den Rücktritt von Rolf Henne als Landesführer und dessen Ablösung durch Robert Tobler bedingt waren. Besonders Walter Wolf gibt eine eingehende und gute Darstellung dieser Ereignisse. Wenn dennoch weder die Vorgänge in Bern noch die Hintergründe dieses wichtigen Führungswechsels transparent werden, so liegt dies offensichtlich darin begründet, dass, trotz der umfassenden Presseauswertung und einiger im Staatsarchiv Schaffhausen zugänglicher Archivalien, die jetzige Quellenlage unbefriedigend bleibt. Gewiss, die grossen Linien, aber auch viele Einzelheiten sind in beiden Untersuchungen mit beachtlicher Genauigkeit herausgearbeitet worden. Aber für die Beurteilung einzelner Persönlichkeiten oder bedeutsamer Ereignisse kommt es auch auf feine Nuancen an, falls eine den wirklichen Gegebenheiten entsprechende Würdigung erfolgen soll.

Die Stellung der «Schweizer Monatshefte»

Dass die Akzente nicht immer richtig gesetzt werden konnten, ist daher verständlich. So untersucht Glaus zu Recht die Bedeutung, die den «Schweizerischen Monatsheften für Politik und Kultur» im Rahmen

der Diskussion um die Erneuerungs Ideen zukam. Da er sich in seiner Darstellung nur auf die Jahrgänge der Zeitschrift selbst sowie auf die öffentlichen Stellungnahmen Oehlers stützt, identifizierte er den Kurs ihres Redaktors seit 1930 allzusehr mit dem Willen der Verlagsgenossenschaft. Wenn Hans Oehler in den «Nationalen Heften» seiner Leserschaft wiederholt versichert hat, dass er nur die von ihm während einer dreizehnjährigen Tätigkeit geschaffene Tradition in kompromissloser Konsequenz fortführe, so versuchte er dadurch, eine zweckbestimmte Projektion Geschichte werden zu lassen, der Beat Glaus vielleicht allzu rasch gefolgt ist.

Das erklärte Ziel der Verlagsgenossenschaft war es, durch die kurz nach der Volksabstimmung über den Beitritt der Schweiz zum Völkerbund im Mai 1920 begründeten «Monatshefte» auf jene Gefahren aufmerksam zu machen, die aus dem Vertrag von Versailles und von einem überstarken Frankreich auch dem eigenen Land drohen konnten. Da die Zeitschrift bald die angesehensten Persönlichkeiten zu ihren Mitarbeitern zählte, galt sie damals als Sammelpunkt der nationalen Opposition im Bereich der schweizerischen Aussenpolitik. Entgegen ihrer ursprünglichen Intentionen suchte Oehler seit 1930 die «Monatshefte» immer mehr auch auf innenpolitischem Gebiet zum Organ einer Bewegung zu machen, die anscheinend nach einer neuen geistigen Weltanschauung suchte, deren antiliberaler und antidemokratischer Kern jedoch nicht verborgen blieb. Seitdem Hans Oehler das Wort zunehmend den «Ideologen der Jungen Generation» überlassen hatte, kam es innerhalb des Vorstandes, aber auch der Verlagsgenossenschaft zu erheblichen Spannungen. Der Generationenkonflikt wurde damit bei den «Schweizer Monatsheften» besonders akut. Da die durch den Ersten Weltkrieg geprägten Persönlichkeiten die hohe Warte ausgewogener Betrachtung im Rahmen der demokratischen Meinungsbildung nicht aufgeben wollten, gründete Oehler, nachdem ihm gekündigt worden war, mit dem in den letzten Jahren neu ge-

wonnenen Mitarbeiterstab seine ideologische Kampfschrift «Nationale Hefte» der Frontenbewegung³.

Gerade eine Analyse der Jahrgänge 1928 bis 1933 zeigt, dass die Oehlersche These der Kontinuität nicht zutrifft. Wenn Beat Glaus zur Gründung der «Nationalen Hefte» in einer Anmerkung schreibt: «Die ‹Monatshefte› aber griffen die Tradition der zwanziger Jahre wieder auf», so impliziert dies doch, dass die Zeitschrift seit 1930 ihrem eigentlichen Charakter entfremdet worden war. Aus Mangel an Differenzierung und der Unkenntnis interner Auseinandersetzungen kommt in der Darstellung von Beat Glaus jene Mehrheit, die sich gegen die Redaktionspolitik von Hans Oehler schliesslich auch durchgesetzt hat, nicht ihrer Bedeutung entsprechend zur Geltung.

Flexiblere Handhabung der Aktensperrfrist

In den kommenden Jahren sind weitere wissenschaftliche Arbeiten über Probleme der schweizerischen Zeitgeschichte zu erwarten. Im Interesse der staatspolitischen Erziehung, die dem einzelnen die ausserordentlich komplexen und komplizierten Entwicklungs- und Entscheidungsprozesse sowohl im innenpolitischen als auch aussenpolitischen Bereich verständlich machen möchte, ist es notwendig, dass auch auf dem Gebiet der schweizerischen Zeitgeschichte die zuständigen Behörden der wissenschaftlichen Forschung ihre volle Unterstützung gewähren. Aus politischen, aber auch aus wirtschaftlichen Gründen ist es untragbar, wenn in jahrelanger Kleinarbeit Forschungsergebnisse vorgelegt werden, deren Zuverlässigkeit durch eine beweglicher gehandhabte Regelung der Akteneinsichtnahme noch erheblich hätte gesteigert werden können.

In Artikel acht des Reglementes für das Bundesarchiv heisst es: «Für Akten, die weniger als 50 Jahre alt sind, können in Abweichung von der in Artikel 7 erwähnten Sperrfrist Ausnahmegewilligungen zu wissenschaftlichen Zwecken gewährt wer-

den, sofern dadurch keine öffentlichen oder privaten Interessen beeinträchtigt werden.» Der Bereich des Staatsschutzes muss selbstverständlich gewahrt bleiben; nur kann er allzu extensiv ausgelegt werden. Hier bedarf es auch von amtlicher Seite eines gesteigerten Vertrauens, so dass das Schutzwürdige auf das notwendige Mindestmass beschränkt werden kann und der Forschende seine Arbeit nach wissenschaftlichen Kriterien mit fundierten Ergebnissen abzuschliessen vermag.

In gleicher Weise ist der Persönlichkeitschutz gerechtfertigt. Aber auch hier hängt alles von der Flexibilität der zuständigen Amtsstelle ab. Dies gilt vor allem für die umfangreichen Prozessakten aus Verfahren gegen nationalsozialistische Schweizer. Walter Wolf konnte zwar einige Gerichtsurteile etwa im Bundesgerichtsarchiv einsehen, die für seine Arbeit sehr wichtig sind. Dabei wurde ihm die in dieser apodiktischen Form sinnwidrige Auflage gemacht, keine der in diesen Akten genannten Personen namentlich zu erwähnen. Bekanntlich wurde gerade über die umfangreichsten nach dem Kriege durchgeführten Verfahren in der gesamten Schweizer Presse sehr ausführlich unter voller Namensnennung berichtet. Der Vorteil der Akteneinsichtnahme wird unter diesen Umständen beinahe in sein Gegenteil verkehrt. Jedenfalls hat eine solche Regelung die Darstellung Wolfs in ihrem Aussagewert unnötig beeinträchtigt. Dabei sind gerade die betroffenen Personen oft selbst bereit, die Akteneinsicht zu gewähren und weitere Auskünfte zu geben; durch die ersten leidenschaftlichen Diskussionen der Nachkriegsjahre verletzt, erhoffen sie sich aus der Distanz eine gerechtere Beurteilung. Auch hier wird man eine flexiblere Regelung finden müssen, die der fortschrittlichen Handhabung anderer Staaten entspricht. Dort wo wirklich private Interessen geschützt werden müssen, sollte der Gesuchsteller die Möglichkeit erhalten, die Erlaubnis der Betroffenen einzuholen; Akten verstorbener oder verschollener Personen dürften einer Benutzung in grosszügigerem Rahmen zur Verfügung gestellt

werden. Natürlich werden solche Entscheidungen immer auch von der Art der gewünschten Akten abhängig sein.

Dass es nicht genügt, lediglich die Urteilsbegründung zu lesen, zeigen die Kapitel über die nationalsozialistischen Schweizerbünde in Deutschland. Über den «Bund der Schweizer in Grossdeutschland» schreibt Wolf: «Gründer des Bundes waren Franz Burri und ein im SS-Hauptamt angestellter früherer Luzerner Arzt.» Entsprechend der gestellten Bedingung verschweigt Wolf den bekannten Namen Dr. Franz Riedweg. Ein eingehenderes Studium hätte sofort zeigen müssen, dass diese beiden ausgesprochenen Gegner unmöglich zusammen einen Bund gründen konnten. Tatsächlich erfolgte im Sommer 1940 jene Gründung durch Burri zusammen mit Lienhard, Schäppi und Leonhardt; als Verbindungsmann zum Alemannischen Arbeitskreis wurde Dr. Gutekunst vom SD-Leitabschnitt Stuttgart von Anfang an zugezogen. Über diese Stelle hat Riedweg dann Burri ausgeschaltet, der sich offenbar über den Einfluss der SS getäuscht hatte. Im Prinzip waren jedoch das SS-Hauptamt und die SD-Leitstelle Stuttgart mit den Exponenten Riedweg und Hügel völlig getrennte Stellen, über die Himmler unter anderem die schweizerischen Angelegenheiten bearbeiten liess.

Dem Ausland unterlegen

Immer wieder erscheinen im Ausland Publikationen, die sich meist am Rande auch mit der jüngsten schweizerischen Vergangenheit befassen. Wenn diese Veröffentlichungen nicht selten genauere Angaben enthalten als sie dem Historiker aufgrund der in der Schweiz allgemein zugänglichen Akten, trotz grösster Akribie, eruierbar wären, so liegt dies offenbar darin begründet, dass sich der Historiker in ausländischen Archiven über schweizerische Vorgänge leichter informieren kann als im Lande selbst. Nicht nur wird dadurch ein weit über das Notwendige gehender Staatsschutz illusorisch gemacht, auch die eigene wissenschaftliche Forschung wird

in ihrer Entwicklung gehemmt und ihre Position im internationalen Erkenntnisprozess erschwert.

Sowohl Glaus als auch Wolf untersuchen die finanziellen Bindungen der Nationalen Front nach Deutschland. In diesem Zusammenhang kommt dem Prozess um die Protokolle der Weisen von Zion im Oktober 1934 und Mai 1935 in Bern eine hervorragende Bedeutung zu. Besonders die eingehenderen Ausführungen von Wolf scheinen zu überzeugen; wiederum fehlen hier wichtige Namen. Es dürfte doch ein alarmierendes Zeichen sein, dass man, trotz des Vorliegens zweier einschlägiger Schweizer Dissertationen, zu dem soeben in deutscher Sprache erschienenen Buch «Die Protokolle der Weisen von Zion» von Norman Cohn greifen muss, will man sich über die Verbindung der Nationalen Front zum Erfurter Weltdienst eingehender informieren⁴. Für den Berner Prozess soll das deutsche Propagandaministerium über den Weltdienst 30000 Mark ausgegeben haben. Die Aktionen des Berner Gauleiters von Roll zur Geldbeschaffung und die Intrigen seines zeitweiligen Stellvertreters Boris Toedtli sind nicht nur genauer wiedergegeben; vor allem vermag der Verfasser die schillernde Gestalt des Russlandschweizers Toedtli objektiv zu würdigen, aufgrund der «Darstellung seines Lebenslaufs, die er der Schweizer Polizei gab». Eine Photokopie davon befindet sich im Archiv der Wiener Library. Belastende Dokumente, die über die Beziehungen von Rolls und Toedtli zum berüchtigten Fleischhauer Auskunft geben, wurden schon im September 1937 von der Berner Tagwacht veröffentlicht. Wolf kann zwar das Gerichtsurteil vom 16. März 1938 zitieren, erwähnt aber weder von Roll noch Toedtli. Wie soll man jedoch führende Personen charakterisieren und würdigen, die kaum sichtbar gemacht werden können? Toedtli starb 1944.

Beat Glaus hat – zum Vorteil seiner Arbeit – in Anbetracht der verwendeten Quellen sein Urteil ausserordentlich vorsichtig formuliert; manches hätte sich allerdings noch nachprüfen lassen. Dr.

Max Leo Keller war nicht nur «angeblich von 1933 bis 1938 Mitglied der Nationalen Front», sondern trat bereits 1931 in die «Neue Front» ein und wurde mit dieser in jene Partei überführt, der er im Gaurat für Bern und der Tagsatzung angehörte.

Die Folgerung, die sich nach der Lektüre eines Buches wie der hier besprochenen aufdrängt, lautet, dass dem Historiker auch von seiten der Behörden vermehrtes Vertrauen entgegengebracht werden muss, soll er seine ohnehin schwierige Aufgabe befriedigend lösen. Die heute verfehlt amtliche Archivpolitik hat jener verzerrenden Pseudogeschichtsschreibung Raum gelassen, zu deren Zielscheibe Bundesrat von Moos nun selbst geworden ist. Nur wenn wir auf die politische Polemik und auf das unwürdige Misstrauen verzichten, wird es möglich sein, unsere Vergangenheit in sachlicher Würdigung zu ergründen. Gerade die Veröffentlichung des «Bonjour-Berichtes» wird unserer zeitgeschichtlichen Forschung erneute wertvolle Impulse ge-

ben, einzelne Aspekte und Probleme durch Spezialuntersuchungen zu erhellen und dadurch die Thematik noch zu vertiefen. Dafür jedoch und um den Folgen einer weiteren Frustration der Historiker vorzubeugen, ist auch ein grösseres Entgegenkommen der Behörden notwendig.

Klaus Urner

¹ Walter Wolf, *Faschismus in der Schweiz – Die Geschichte der Frontenbewegungen in der deutschen Schweiz. 1930–1945*, vgl. dazu die Besprechung von Peter Gilg in: *Schweizer Monatshefte*, 49. Jg. (1969/70), S. 782 ff. – ² Beat Glaus: *Die Nationale Front. Eine Schweizer faschistische Bewegung, 1930–1940*, Benziger Verlag, Zürich 1969. – ³ Dr. Hans Oehler wurde im Dezember 1933 auf Ende März 1934 gekündigt. Im April 1934 edierte er unter dem Titel «Schweizer Nationale Hefte» eine eigene, den Fronten verbundene Zeitschrift im traditionellen gelben Umschlag der «Schweizer Monatshefte». Nach deren erfolgreichen Klage erschienen sie seit der zweiten Nummer unter der Bezeichnung «Nationale Hefte, Schweizer Monatsschrift» in rotem Umschlag. – ⁴ Norman Cohn: *Die Protokolle der Weisen von Zion. Der Mythos von der jüdischen Weltverschwörung*, Köln-Berlin 1969.

HINWEISE

Man muss es dem Günther-Neske-Verlag, Pfullingen, als ein sehr hohes Verdienst anrechnen, dass er das Buch «Krieg und Koexistenz aus sowjetischer Sicht» des in Moskau lehrenden Politologen *Wladimir Iwanowitsch Samkowoj* einem deutschsprachigen Leserpublikum zugänglich gemacht hat. Denn dieses Buch ist aus verschiedenen Gründen äusserst aufschlussreich: Es zeigt, wie im Herrschaftsbereich des Kommunismus Sozialwissenschaft betrieben wird – nämlich als ein äusserst mühseliges, scholastisch anmutendes Exegese-Geschäft um Marx, Lenin und um neuere Parteiprogramme –, und er legt vor allem auch den sowjetischen Standpunkt zu Themen wie Krieg, Frieden und Koexistenz eindeutig und ernüchternd dar.

*

Die Frage, in wessen Namen der politisch Handelnde eigentlich seine Entscheidungen

fällt, weist auf eines der Zentralprobleme der Politik hin, und das ist auch der Titel eines Buches, in welchem der an der Sorbonne lehrende *Alfred Grosser* an dieses Problem herangeht: ««In wessen Namen?» – Grundlagen politischen Entscheidens» (Rainer Wunderlich Verlag, Hermann Leins, Tübingen). Er stellt darin, in geistreicher Form und mit zahlreichen persönlichen Erinnerungen und Meinungsäusserungen angereichert, das Problem der Loyalitätskonflikte dar, wie es die vielen revolutionären Umbrüche und die sich überschneidenden Bezugsrahmen in unserer Zeit immer häufiger hervorbringen. Leider knüpft er fast nie an die bereits recht ansehnliche sozialwissenschaftliche Forschung über dieses Problem an. Aber ein Leser, der weniger an wissenschaftlichen Erkenntnissen als an einer fesselnden Skizze über ein fesselndes Problem interessiert ist, wird das Buch mit Gewinn lesen.

WER WAR BAUDELAIRE?

Nach Raffael, Van Gogh, Le Corbusier wird bei Albert Skira in der Reihe «Wer war...?» als erster Dichter Charles Baudelaire dargestellt (gleichzeitig ist die französische Originalausgabe bei Skira erschienen¹.) Bei welchem Dichter läge es näher, in einem einzigen Band nicht nur durch wohlausgewählte Zitate untermauerte biographische und kritische Studien, sondern auch zahlreiche Illustrationen aus den bildenden Künsten zu vereinen, als gerade beim Autor der «Salons», dem Dichter von «Correspondances», «Les Phares», «Le Tassen en prison d'Eugène Delacroix»?

Eine umfangreiche *biographische Studie* von Robert Kopp leitet den Band ein². «Wer auch könnte sie (die Frage: Wer ist Baudelaire?) beantworten? Etwa die Kritiker, die ehemals wie heute alle Tage einen Baudelaire nach ihrem Mass erfinden? Oder der Dichter selber, der sich freilich in einem fort erforschte, um uns schliesslich sein blossgelegtes Herz darzubieten? Es bleiben uns nur diejenigen, die Baudelaire persönlich kannten, die in sein Leben Einblick hatten und es uns schilderten. Doch wie gegensätzlich und verwirrend sind auch ihre Aussagen!» In der Folge wird anhand einer Fülle Materials – unumstrittene Fakten aus dem Leben des Dichters, aus dem ganzen Werk treffend ausgewählte Zitate, Gedanken und Meinungen von Zeitgenossen – der Werdegang der Person und des Künstlers in chronologischem Ablauf gezeichnet. Alle wichtigen Stationen seines Lebens und Schaffens ziehen so am Leser vorüber. Das Kapitel «Dandytum, Poesie und Kunstkritik» nimmt den grössten Raum ein. Es wird deutlich, dass Baudelaire seiner Zeit verpflichtet war, dass er sich eingehend mit dem «Modernen» in der Kunst befasste und es zu ergründen suchte. Er war stets bemüht, durch die Auseinandersetzung mit den von ihm besonders geliebten – bisweilen auch besonders gehassten – zeitgenössischen Künstlern seinen eigenen Standpunkt wie-

der neu zu finden und in Worte zu fassen. Baudelaire: «Ich halte, offen gestanden, für die beste Kritik diejenige, die unterhaltend und poetisch ist; nicht jene kalte und algebraische, die unter dem Vorwand, alles zu erklären, weder Hass noch Liebe kennt und sich absichtlich jeder Art von Temperament entäussert... Um gerecht zu sein, das heisst um überhaupt eine Daseinsberechtigung zu haben, muss die Kritik parteiisch, leidenschaftlich, politisch sein: sie muss also einen ausschliesslichen Standpunkt vertreten, aber einen Standpunkt, der die weitesten Ausblicke eröffnet.» Eindrucklich sind in einem besondern Kapitel die «Kleinen Prosagedichte», ihre Entstehung und ihre Bedeutung im Gesamtwerk umrissen³. Die zahlreichen, in verschiedenster Beziehung zu Baudelaire stehenden Illustrationen sind so in den Text eingliedert, dass der Leser angeregt wird, den tieferen Zusammenhang zwischen dem Dichterwort und dem Bild zu erforschen. Eine Dokumentation wie die vorliegende, die nach grosser Vollständigkeit und Objektivität strebt, jedoch auf relativ kleinem Raum zusammengedrängt ist, lässt im Baudelaire-Kenner manch halb Vergessenes wieder aufleben und ins Gesamtbild des grossen Dichters einordnen. Dem Uneingeweihten wird es schwerer fallen, aus der linearen Darstellung das Wichtigste vom weniger wichtigen zu unterscheiden. Ursula Vogel-Roeder hat die Studie von Robert Kopp in ein angenehm zu lesendes Deutsch übertragen.

Die Frage: «Wer bin ich, ich, Charles Baudelaire?» leitet die *kritische Studie* von Georges Poulet ein. Damit wird gleich zu Beginn der Ausgangspunkt der Nachforschungen Poulets klar festgelegt. Seine Begegnung mit dem Werk ist gewollt subjektiv, er selbst spricht einmal von «Kritik der Identifikation». Keine biographischen Daten mehr. Das Werk allein, und zwar das gesamte Werk, kann uns Aufschluss geben über das innerste Anliegen des Dichters. Poulet sagt über die Kritik: «[Cette]

...volonté de prolonger en soi le rythme de la pensée d'autrui, est l'acte initial de la pensée critique. Pensée d'une pensée, elle ne peut exister qu'en se conformant d'abord à une manière d'être qui n'est pas la sienne, en devenant, en quelque sorte physiquement, le mouvement selon lequel une pensée autre se forme, procède et s'exprime⁴.» Einen ähnlichen Willensakt wie den hier definierten muss auch der Leser vollziehen, um den Ausführungen Poulets zu folgen.

Im ersten Teil begegnet sich Baudelaire selbst als gefallenes Wesen und als Dichter. In klarem Bewusstsein erlebt der Dichter qualvoll sein langsames Sinken, gegen den Grund eines Schlundes hin. Das schrecklich Unaufhaltsame dieser Bewegung kann mit der Welt eines Piranesi verglichen werden. Baudelaire erwähnt diese Welt zwar nie, sie ist der seinen jedoch eng verwandt. Das geistige Leben Baudelaires ist geprägt durch das Bild einer gefallenen Schönheit. So sind die «Blumen des Bösen» als in ihr Gegenteil verwandelte Blumen des Glücks zu verstehen. Die Zeit Baudelaires ist nicht mehr Werden, sondern Zustand; der Raum verödet. Der in Ohnmacht gefangene, doch in quälendem Bewusstsein wache Dichter empfindet den Wunsch, anderswo zu sein, nicht etwa in einem genau umschriebenen Paradies, sondern in einem nicht näher definierten «Dort». Wichtig ist das Weggehen, das Ziel ist unbestimmt. In diesem Sinne sind die bei Baudelaire so häufigen Dichtungen zu deuten, die eine Reise als Thema haben. Das Vergangene – die Vergangenheit ist grausam – wird möglichst weit weg gerückt und dadurch gemildert. Man denke an die «tiefen Jahre» in seinen Gedichten. Durch Delacroix entdeckt Baudelaire die «perspektivische Tiefe», die eine Art innere Weite ist. In streng logischen, faszinierenden Gedankengängen führt uns Poulet bis zu folgender Frage, die er Baudelaire in den Mund legt: «Wer bin ich? ... Bin ich die Leere, die ich in mir anschwellen sehe, oder bin ich die Bewegung, die sie durchquert? Soll ich mich im tragischen Seinsverlust erkennen, über den ich mich beuge, oder im Akt,

durch den ich mich über diesen Verlust beuge?»

Im zweiten Teil heisst die Ausgangsfrage Poulets (Baudelaires): «Wer bin ich nicht mehr?» Baudelaire sieht sich zugleich so, wie er ist, und so, wie er hätte sein können ohne den Sündenfall. Eine Spaltung des Menschen ist die Folge; die Schwermut sein seelischer Zustand. «Freude vermischt mit Schmerz», sagt der Dichter. Es gilt nun, die Kehrseite der Unwiederbringlichkeit, die Hoffnung, aufleben zu lassen. («Aus dem Bösen die Schönheit herauskristallisieren.») Durch einen Willensakt vermag der Dichter in der Kunst glückliche Erinnerungen wachzurufen. (Hier zeichnet sich eine Verbindung zu E. A. Poe ab, für den nur Dichter ist, wer sein Gedächtnis beherrscht.) Auch Delacroix' Malerei beruht für Baudelaire auf Erinnerung; die «Imagination» ist für Delacroix ebenso wichtig wie für ihn selbst. «Malerei, Dichtung, jegliche Kunstform sind Mittel nur zur willentlichen Erweckung gewisser Zustände des Gefühls oder des Intellekts» (Poulet). Poulet erforscht weiter die Bewegung im Werk Baudelaires. Sie ist gewissermassen vervielfältigend, oft wiegend, und kommt in den Texten, die das Meer, Häfen, den weiblichen Körper besingen, besonders schön zur Geltung. Auch das Licht – nicht etwa das Sonnenlicht, sondern verschiedene Formen des künstlichen Lichtes – mit seinen Reflexen, seiner magischen Kraft, ist Gegenstand der Untersuchung. Auch hier werden wieder Parallelen mit der Malerei, namentlich eines Delacroix deutlich. Ideal Baudelaires wäre eine Substanz, die zugleich finster und strahlend ist – in «Rêve parisien» zum Beispiel sagt Poulet: «Als süsse Frucht der Nacht, als Blume des Bösen oder des Unglücks, <schwarz und doch strahlend>, drückt das nächtliche Licht ein grundsätzliches Paradox der Baudelaireschen Welt aus.»

Die Einsamkeit des Menschen ist für Baudelaire eine Tatsache (Cf. «Les Yeux des Pauvres») und Folge des Sündenfalls. Dies wird aus dem letzten Teil ersichtlich. Nur durch ihre gemeinsame Schuld sind die Menschen aneinandergelockt. (Cf. den

letzten Vers aus dem Gedicht «Au Lecteur»: – Hypocrite lecteur – mon semblable – mon frère!) Baudelaire möchte in der Masse untergehen. Der Begriff Masse muss hier im Sinne von «zusammengesetzte Vielfalt» verstanden werden. In der Masse kann sich Baudelaire in gewisse Menschen hineinversetzen. Ihr Inneres und ihr früheres Dasein kann er intuitiv in ihren Zügen, ihrem Verhalten, ihren Gesten erfassen. (Cf. «Les Petites Vieilles».) Poulet: «Betrachten heisst also durch einen Akt der Einbildungskraft und des Gedächtnisses, zusammen mit dem ganzen Schatz der Erinnerungen im eigenen Innern eine Reihe von Entsprechungen zum betrachteten Objekt finden.» Baudelaire liebt ins Phantastische gesteigerte Städte. (Cf. «Les Sept Vieillards»). Er bewundert daher auch die poetischen Stadtlandschaften Meryons. Das Schöne, aber auch das Hässliche in einer grossen Stadt fasziniert ihn, und er bewundert Constantin Guys und vor allem Daumier. «Der Dichter ist also nicht nur Dichter», sagt Poulet. «In ihm taucht ein Gefüge von Bildern auf, das der Schau eines andern entspricht. Eine zweite Schau sozusagen, ein Akt, durch den Baudelaire, in seiner Eigenschaft als Kritiker, sich selbst zum Widerschein macht, der den Werken entspricht, die sich ihm mitteilen.» Baudelaire's Welt ist nicht mehr auf ein einziges Denken beschränkt, es entsteht eine Vielfalt von Beziehungen oder Analogien. Diese Analogien verbinden verschiedene Künste und sind an keine Zeit gebunden. Am Schluss der Studie wird auf das Gedicht «Les Phares» angespielt.

Dies sind nur einige, notgedrungen sehr vereinfachte Angaben aus dem überaus substantiellen Essay von Georges Poulet. Nach andern Studien über Baudelaire hat er uns hier neue, grundlegende Einblicke in die Welt des Dichters gegeben, die uns sein Werk auf eine neue Weise erleben lassen⁵.

Peter und Beatrice Grotzer gebührt ein besonderes Lob für ihre sorgfältige Übersetzung des in jeder Hinsicht äusserst anspruchsvollen Textes von Georges Poulet.

Eine synoptische Tafel am Schluss des Bandes enthält alles Wissenswerte im Zusammenhang mit Baudelaire, von 1859 bis 1871.

Die bibliographischen Hinweise bieten eine breite und gute Auswahl aus der immensen Literatur über Baudelaire. Kritiker verschiedenster Richtungen werden aufgeführt. Das Verdienst der Übersetzer ist es, in der deutschen Fassung einige besonders für deutschsprachige Leser interessante Werke hinzugefügt zu haben. Für die Übersetzung der Baudelaire-Texte wird ein Quellennachweis erbracht.

Das Bildmaterial des Bandes ist reich und vielfältig. Neben Vertrautem finden wir auch weniger Bekanntes. Nach welchen Gesichtspunkten aber wurden die Reproduktionen im Text verteilt? In der Studie von Georges Poulet befinden sich nur vier von insgesamt über hundert. Dem Sinne des Buches gemäss könnte man zumindest noch den einen oder andern Delacroix, einen Meryon, einen Constantin Guys, einen Daumier erwarten. Warum wurde die französische Fassung der ausgewählten Gedichte weggelassen? Jeder wahre Liebhaber der Poesie – und an ihn richtet sich das Buch wohl in erster Linie – wird sie vermissen. Dies und einige Kleinigkeiten bestätigen die Vermutung, es sei bei der Koordinierung des aus verschiedenen und verschiedenartigsten Beiträgen zusammengestellten Werkes nicht immer die grösstmögliche Sorgfalt angewandt worden. Die Ausstattung des Bandes ist so schön und so gepflegt, wie man es bei Skira gewohnt ist.

Marcelle Huber

¹ Georges Poulet, *Wer war Baudelaire?* Editions Albert Skira, Genève 1969. – ² Cf. Felix Ingold und Robert Kopp, deutsche Fassung von W. T. Bandys «Baudelaire judged by his contemporaries», Insel-Verlag, Frankfurt 1969. – ³ Cf. «Petits Poèmes en prose», kritische Ausgabe von Robert Kopp, Paris 1969. – ⁴ Georges Poulet, «Les chemins actuels de la critique», Paris 1967, p. 19. – ⁵ Vgl. «Etudes sur le temps humain», Paris 1950, und in «Les Métamorphoses du cercle», Paris 1961.